

Ju Honisch

## **Die Quellen der Malicorn**

Roman



Kanura spürte kaum den Boden unter seinen Hufen. Er jagte über das sanfte, moosige Gras, über die Hügel, die Bergflanken hinab in die grünen Täler. Und dennoch setzte er jeden Schritt, jeden Tritt bewusst und zielgerichtet. Jeden Sprung. Er spürte die lebende Erde unter sich, fühlte die Verbindung zu ihr.

Sie gab ihm Macht, und die würde er brauchen.

Ihnen allen gab Talunys Nahrung und Macht. Diese, seine Welt war überall, umgab ihn, durchdrang ihn und das gesamte Volk der Tyrrfholyn. Die Einhörner waren Kinder und Herren des Landes gleichermaßen.

Dennoch sprachen die Alten von Krieg. Und sein Freund war tot.

Fast widerwillig stemmte Kanura die Hufe gegen seine eigene Geschwindigkeit, bremste allein mit seiner muskelstrotzenden Stärke und verabschiedete sich vom Wind, der ihm durch die helle Mähne gefahren war wie eine Geliebte, die einem im Übermut die Haare zerzauste. Er drehte den Kopf, senkte sein Horn in die Richtung seines Blickes und ließ es an Informationen einsaugen, was die Augen nicht sahen, die Nüstern nicht rochen und die Ohren nicht hörten.

War da etwas? Er war sich nicht sicher. Aber nicht sicher zu sein, konnte Gefahr bedeuten.

Der Weg war weiter gewesen, als er gedacht hatte. Die sinkende Nachmittagssonne ließ das Wasser im Sonntal silbrig glitzern. Das Flüsschen breitete sich in der Mitte des Tales zu einem kleinen, länglichen See aus. Der Boden in der Nähe des Ufers war sumpfig, und Kanuras Hufe gaben schmatzende Geräusche von sich, als er auf dem üppigen Gras tänzelte.

Brunnen waren vermutlich noch nicht gefährlich, aber Flüsse und Seen mochten schon dem Feind gehören. Wenn die Gerüchte denn stimmten. Wenn sie mehr waren als ein Gruselmärchen, das die Schanchoyi in die Welt gesungen hatten, so wie sie immer aus Vergangenem Lieder und Legenden erschufen.

Der Tod hatte sich ein erstes Opfer geholt, und wo Tote nicht mehr nur Strophen alter Gesänge waren, wurden bunte Märchen schnell zu dunkler Wirklichkeit.

Welchen Grund hatte er, dies zu bezweifeln?

Dennoch galoppierte Kanura durch die Weiten Talunys' in dem Anspruch, dass es – zumindest bis zu den Trutzbergen – immer noch den Tyrrfholyn gehörte. Das Land ebenso sehr wie die Luft, die er atmete, und das Wasser, ohne das niemand leben konnte.

Und die Uruschge gab es gar nicht. Oder doch?

Misstrauisch betrachtete er das glitzernde Nass. Schön war es und verführerisch. Für sein Volk hatte Wasser immer schon auch Verführung bedeutet. Jede Quellnymphe in den Liedern wusste das. Jeder der Tyrrfholyn wusste das auch. Es war noch nicht einmal etwas Verwerfliches darin: Verführung war zielgerichtete Sinnlichkeit. Und wer hatte schon etwas gegen Sinnlichkeit? Kanura ganz gewiss nicht.

Vorsichtig näherte er sich dem Glitzerspiegel des Wassers. Fast erwartete er, dass sich die glatte Oberfläche nach oben wölben würde, um einen Feind aus der Tiefe hervorbrechen zu lassen. Nicht, dass der aus einem Flüsschen gebildete See tief war, doch die Uruschge konnten Tiefe selbst im flachsten Tümpel finden. Es gehörte zu ihrer ureigensten Magie. Sie trugen die Tiefe in sich, waren selbst Teil eines immerwährenden Abgrunds. Kaum ein Wasserlauf war zu flach oder zu klein, um ihnen als Hinterhalt dienen zu können.

So hieß es zumindest in den Legenden.

Kanura schnaubte argwöhnisch. Irgendetwas stimmte nicht. Er sog die Luft durch seine Nüstern ein, versuchte die Gerüche und Präsenzspuren um sich zu analysieren. Die Uruschge waren vermutlich geruchlos, denn Wasser wusch Duftmarken ab. Doch eine Aura sollten sie wenigstens haben, etwas, was Kanura wahrnehmen konnte. Die Wahrnehmung der Tyrrfholyn war ausnehmend gut, dennoch ... nichts!

Er tänzelte etwas nervös hin und her und überlegte, ob er sich wandeln sollte. Manchmal sah man in Menschengestalt klarer, und die Tyrrfholyn wechselten zwischen diesen beiden Möglichkeiten, je nachdem, welche Form gerade praktischer war. Aber in Menschengestalt würde er nicht so schnell fliehen können.

Kaum hatte Kanura das gedacht, tadelte er sich auch schon dafür, denn er wollte gar nicht fliehen. Er war ein Fürstensohn, Prinz des Herrscherclans der Ra-Yurich. Da rannte man nicht einfach vor einem Wassertier davon, egal wie viele Zähne oder welchen Appetit es hatte. Egal ob es aussah wie ein Mensch oder wie ein Einhorn oder einfach nur wie ein Ross.

Zu lange hatten die Tyrrfholyn sicher gelebt, ohne Krieg, ohne Angreifer. Sie waren unvorsichtig geworden. Alte Feindschaften galten ihnen als Märchen, die wohliges Gruseln hervorriefen, wenn die Schanchoyi auf einem Fest davon erzählten oder Balladen über die Heldentaten der Vorfahren sangen. Gefahr war bis vor Kurzem etwas gewesen, wonach man sich beinahe gesehnt hatte, war doch das Leben allzu bequem und sicher. Alle konnten sich gemächlich nur dem Naheliegendsten widmen.

Die Ra-Yurich hatten sich mit ihrer Herrschaft beschäftigt, mit dem Ausbau ihrer Heimstatt Kerr-Dywwen, mit dynastischen Verbindungen, Fortpflanzung, Erhalt dessen, was war. Und mit dem Vergnügen des Lebens an sich.

Die Re-Hoyhn hatten sich damit beschäftigt, wie sie die Herrschaft der Ra-Yurich ablösen könnten. Die Re-Gyurim wiederum hatten sich darauf konzentriert, wie der leise, nie offen ausbrechende Streit zwischen den Ra-Yurich und den Re-Hoyhn zum Vorteil der Re-Gyurim genutzt werden konnte, subtil und höflich.

All das hatte ihnen Zerstreuung bereitet, denn – so hatte man geglaubt – die Zeiten, in denen Einhörner sich gewaltsam mit Feinden auseinandersetzen mussten, waren vorbei und hatten einer Epoche der Schönheit, Weisheit und des Friedens Platz gemacht.

Doch dann war Edoryas verschwunden. Nach Sonntal hatte er galoppieren wollen. Ob er es je erreicht hatte, wusste niemand. Sein Leichnam war viele Meilen entfernt von Kerr-Dywwen am Fluss aufgetaucht, zerbissen und angefressen. Mit dem Gesicht im Wasser hatte er dagelegen, in menschlicher Gestalt. Seine Hände zeigten Kampfspuren, seine Unterarme Abwehrverletzungen.

Sonntal. Da stand er nun also, Fürstensohn Kanura, in dem Tal und vor dem Gewässer, an das er vielleicht seinen Freund und Gefährten verloren hatte.

Eine wütende Träne löste sich aus seinen großen, goldbraunen Augen und rann ihm über das Gesichtsfeld. Einen Augenblick lang wünschte er sich Hände, um sie abzuwischen, doch erneut widerstand er der Versuchung, sich zu wandeln. Angespannt tippelte er von einem Huf auf den anderen.

Was tat er an diesem einsamen Ort? Es war nicht weise gewesen, allein hierher zu kommen. Tatsächlich wusste er nicht einmal genau, was er hier wollte. Spuren suchen? Antworten finden?

Wenn man jemanden verlor, der einem wichtig war, wollte man eine Erklärung. Man wollte, dass irgendetwas einen Sinn ergab, doch Edoryas' Tod hatte keinen Sinn ergeben! Kein Zusammenhang mit was auch immer ließ sich herstellen.

Und die Uruschge, denen die Schanchoyi Edoryas' Tod anlasteten, hatte niemand zu Gesicht bekommen. Solange Kanura sie nicht mit eigenen Augen sah, blieben sie ein Schemen, ein altes Wort, das die Weisen seines Volks nur aufgebracht hatten, um eine Erklärung für das Unerklärliche zu geben.

Kanura schüttelte den Kopf. Vielleicht war es ja gut, denn allein die Uruschge zu sehen, konnte schon bedeuten, ihnen zu unterliegen. Vielleicht aber auch nicht! Was wäre, wenn die Uruschge nur als eine passende Erklärung für etwas anderes, noch Schrecklicheres angeführt wurden?

Plötzlich begann sich die Wasseroberfläche von der Mitte her zu kräuseln. Kanura setzte mit einem Sprung zurück und bekämpfte den Instinkt, seine Hinterläufe gegen den Boden zu drücken.

cken und davonzugaloppieren. Er war kein Pferd, er war ein Tyrrfholyn! Das Fluchtverhalten der weitläufigen Verwandten stand ihm als Fürstensohn der Ra-Yurich nicht zu, auch wenn sein Herz ihm bis in den Hals hinein laut und heftig schlug. Fast schien es durch das stille Tal zu hallen.

Wenn die Schanchoyi recht behielten, hatte Edoryas eine solche Begegnung nicht überlebt. Flucht oder Kampf? Kanura trat ein paar Schritte vom Ufer zurück und senkte das Horn. Es war nicht nur Sinnesorgan, es war auch Waffe und Sitz seiner Magie. Ob es über die Magie der Uruschge zu siegen vermochte, war ungewiss.

Vielleicht würde auch er bald tot am Wasser liegen. Er hätte nicht allein hierher kommen sollen.

## 2

»Wo treibt sich Kanura herum?«

Hra-Esteron, Leithengst und Fürst der Ra-Yurich, sandte seine Frage geräuschlos in die Köpfe der Herde, die auf der Wiese mit dem saftigsten Gras stand, der Prunkweide vor Kerr-Dywwen. In ihrem Rücken ragten die hellen Bauten des Palastes in den strahlenden Sommerhimmel, aus wuchtig breiten Untergeschossen filigran nach oben zulaufend. Auf dieser Weide versammelte sich der Hof in seiner freien Zeit. Einhörner hatten Sinn für Prunk und Ästhetik, doch außerhalb des Hofzeremoniells mochten sie es unkompliziert.

»Er trauert um seinen Freund«, antwortete Enygme ebenso still. Ihre gold-gelb schimmernde Isabellfärbung hatte sie an ihren Sohn weitervererbt. Den gewaltigen Knochenbau allerdings hatte Kanura von seinem Vater, dem *Hra*, dem Fürsten von Kerr-Dywwen und Beschützer von Talunys. Er war ein Rappe, groß, überaus muskulös und unangefochten Herr seiner Sippe und aller Tyrrfholyn. Aller Tyrrfholyn auf der südlichen Seite der Trutzberge, teilte doch diese Grenze Talunys unüberwindlich in zwei Hälften.

Doch Einhörner hatten die Angewohnheit, zu ignorieren, was sie nicht ändern konnten, und so sah der weidende Hofstaat möglichst nicht in ihre Richtung.

Heute jedoch machte Enygme, die Fürstin und Leitstute, eine Ausnahme. Sie hob den Kopf, schüttelte die blonde Mähne und blickte ungehalten auf die schroffe Nordgrenze ihres Reiches.

»Ich hoffe, er macht keine Dummheiten«, schickte sie ihre Gedanken ihr Horn entlang in den Wind. »Er ist zu wild und stürmisch.«

Hra-Esteron rollte mit den Augen und schnaubte stolz. Wild und stürmisch schienen ihm keine schlechten Eigenschaften für einen Fürstensohn zu sein. Enygme sah ihn strafend aus großen Augen an.

»Wir müssen der Sache auf den Grund gehen!«, antwortete Hra-Esteron, nun auch ernst. »Ich habe eine Beratung mit den Schanchoyi und den Schreibern einberufen.«

»Die Schanchoyi kennen ihre Legenden, doch befähigt sie das dazu, die Gegenwart richtig zu bewerten?«, wandte Enygme ein. »Für sie ist das Versmaß von größerer Bedeutung als der Wahrheitsgehalt ihrer Berichte – und vielleicht ist die Wahrheit ja schon vor langer Zeit der Kunst gewichen. Wir glauben zu gerne, dass Schönheit auch Wahrheit ist. Vielleicht hören wir seit Generationen das, was wir hören wollen, anstatt das zu lernen, was die Wirklichkeit war?«

»Die Uruschge hat es wirklich gegeben!«, schnaubte Hra-Esteron. »Wir haben gedacht, sie wären von dieser Welt verschwunden. Doch sie sind wieder da. Und sie morden!«

»Sie waren mir immer zu grausam, als dass ich an ihre Existenz tatsächlich geglaubt hätte«, seufzte Enygme. »Ihre Bösartigkeit ist in ihrer ganzen mörderischen Hinterlist zu unbegreiflich. Was hat jemand davon, so böse zu sein?«

»Nur an das Schöne zu glauben, macht die Welt nicht gut, meine liebe Enygme. Das Grausame hat es immer gegeben. Die Schreiber haben ihre eigenen Legenden aus der Menschenwelt. Auch sie kannten dort die Uruschge. *Kelpie* ist ihr Name für unsere Feinde in der MenschenSprache.«

»Das klingt beinahe niedlich«, flüsterte Enygmes Schwester Aruyen. Sie wandte den Kopf ab, um zu zeigen, dass sie das Herrscherpaar nicht unterbrechen und damit keinesfalls die Rangordnung der Herde infrage stellen wollte.

Das Fell an Hra-Esterons Hals zuckte. Er blickte hoch, an Aruyen vorbei.

»Lasst uns zur Versammlung gehen«, befahl er. »Wenn wir doch an nichts anderes denken können als an das Schreckliche, so kann uns auch das friedliche Grasen nicht ablenken.«

Enygme seufzte. Sie wandte sich Hra-Esteron zu. Dieser hob sein elfenbeinfarbenes Horn in den Himmel, stieg auf die Hinterläufe, schüttelte seine Mähne – und warf sich aus der gleichen Bewegung heraus sein schwarzes Haar aus einer nun menschlichen Stirn.

»Gehen wir!«, wiederholte er mit fester Baritonstimme.

War er als Einhorn schon groß, so überragte er in seiner menschlichen Form alle anderen um Haupteslänge. Esteron war ein muskelbepackter Hüne, langbeinig, breitschultrig, dazu wuchtig, ohne dick zu sein. Er trug schwarze Kleidung, eine wildseidene Tunika mit silbernen

Bordüren und weiten Ärmeln und dazu eine schwarze Hose aus fein gewebtem Leinen. Seine Stiefel, kunstvoll geschustert aus der glänzenden Lederpflanze, reichten ihm bis übers Knie. Enygme blickte ihn an und wusste, dass sie ihn liebte. Wie immer direkt nach der Wandlung vermisste sie das Horn auf seiner Stirn, von dem nur noch ein kleines Muttermal an der linken Schläfe zeugte. In Menschengestalt unterschied die Tyrrfholyn vom Aussehen her nichts von anderen Menschen, außer vielleicht ihre Pracht und Schönheit.

Eine menschliche Bedienstete kam aus der Richtung des Palastes angelaufen, blieb ehrfurchtsvoll am Rand der Weide stehen und knickste.

»Hoheiten«, sagte sie und neigte den Kopf. »Eryennis von den Re-Gyurim wird vermisst. Ihr Vater Hre-Hyron lässt höflichst fragen, ob Ihr wisst, wo sie sein kann.«

Inzwischen hatte sich auch Enygme in eine Frau verwandelt. Sie strich sich ihr hüftlanges, blondes Haar über die Schultern und schüttelte ihr weites, helles Kleid aus, als wäre es zerknittert. Obwohl sie klein war, war sie doch wohlproportioniert. Sie lächelte die menschliche Dienerin an. Menschen fiel es sehr viel leichter, mit den Tyrrfholyn in ihrer menschlichen Gestalt zu reden.

»Sie wird nicht weit weg sein«, meinte Hra-Esteron.

»Vielleicht ist sie mit Kanura unterwegs«, mutmaßte Enygme.

»Das bringt uns zu unserer Frage zurück: Wo treibt sich Kanura herum?«, fragte der Fürst.

»Langsam mache ich mir doch Sorgen!«

»Vielleicht«, murmelte nun Aruyen, die hinter das Herrscherpaar getreten war, »sind sie ja nur irgendwo zu zweit unterwegs und ...«, sie räusperte sich anzüglich.

»... und bringen die dynastische Planung durcheinander? Das fehlte noch!«, donnerte Hra-Esteron.

»Solange sie nicht den Uruschge zum Opfer fallen, soll es mir recht sein«, murmelte Enygme. Dann schwieg sie unvermittelt, und ihr Blick ging in die Weite. Plötzlich bekam sie weiche Knie und setzte sich abrupt ins Gras.

Hra-Esteron war sofort neben ihr.

»Was ist, mein Mädchen?«, fragte er hastig. Nachtblaue Augen ruhten besorgt auf ihr.

»Ich weiß nicht.« Enygme strich sich fahrig durch die Haare. »Aber ich habe auf einmal ein so schreckliches Gefühl. Ich hoffe, es ist keine Vorahnung.«

Esteron runzelte die Stirn, und das Mal auf seiner Schläfe zuckte. Er nahm Vorahnungen sehr ernst, besonders wenn sie von Enygme kamen. Er blickte in die Ferne, auf den harmlosen, blauen Himmel, auf die sanft hügelige Landschaft, die sich nach Norden hin immer weiter erhob, bis hin zu den Trutzbergen, die dann schier in die Wolken ragten und sich darin verlo-

ren, ohne dass man je ihre Gipfel ausmachen konnte. Die Grenze des Reiches, eine Wand, deren oberes Ende man nie sah.

Alles wirkte so friedlich. Doch auch er spürte es. Spürte es seit Tagen. Der Frieden trog. Er musste Kanura finden. So schnell wie möglich.

### 3

Würde er fliehen, wäre er vermutlich schneller als ein Verfolger, dachte Kanura. Mit Recht war er auf seine Geschwindigkeit stolz: Er war der schnellste Hengst seiner Herde. Schneller als sein Vater.

Das war bisweilen gut so.

Allerdings wusste er nicht, wie schnell die Uruschge waren. Bei ihrem Ruf konnte man nicht umhin, zu argwöhnen, dass sie in vielen Dingen den Tyrrfholyn überlegen waren – und sei es nur, weil Bösartigkeit sie trieb und ihre Magie keinen moralischen Zwängen unterworfen war. Das Wasser in dem kleinen See hob sich, als bekäme es eine plötzliche, glatt polierte Beule, die allen physikalischen Gesetzen zuwiderlief. Kanuras Gesichtsmuskeln zuckten vor Anspannung. Das Zucken lief über seinen ganzen Körper und ließ seine Seele kalt erbeben.

Doch er weigerte sich, sich von seiner Furcht übermannen zu lassen. Er war hergekommen, um etwas herauszufinden. Zugegeben, es war dumm gewesen, ohne Verstärkung nach den Mörtern seines Freundes zu suchen. Ein Kampf lag plötzlich im Bereich des Realen. Und wer kämpfte, konnte immer auch verlieren. War er zu überheblich gewesen?

In diesem Moment brach sich das Wasser auf dem Scheitelpunkt des unmöglichen Wasserhügels und troff von einer Gestalt herab, die sich aus den Fluten erhob. So sahen sie also aus, die Uruschge! Nicht zum Fürchten. Eher mitleiderregend.

Das junge Mädchen kam auf Kanura zu, zog sich mühsam ans Ufer und blieb dort liegen: matt, die Unterschenkel noch im Wasser, als könnte es nicht weiter. Bei Nähe betrachtet war es von so ungeheurer Schönheit, dass dem Fürstensohn der Atem stockte. Mit Ungeheuern hatte er gerechnet, aber nicht mit dieser überwältigenden Anmut. Goldenes Haar fiel ihr bis zu den schlanken Schenkeln. Ihre Augen waren vom gleichen tiefen Blau wie das Meer. Ihre Gestalt war von so unvergleichlicher Präzision, ein Kunstwerk, das kein Traumwerker hätte schöner gestalten können.

Außerdem war sie nackt.

Es vergingen einige wertvolle Sekunden, in denen Kanuras junger Körper vollständig sein Denken übernahm und sein Gehirn jedes Detail der schönen Mädchengestalt in sich aufsog. Wie eine Urgewalt trieb es ihn dazu, sich der Frau zu nähern und ihr sein Horn und so viel mehr in den Schoß zu legen.

Doch etwas in Kanura kämpfte gegen den Drang an, sich zu wandeln. Leise verfluchte er seine Erregung. Wie konnte dieser verführerische Anblick ihn so rasch die Bedrohung durch die Uruschge vergessen lassen? Männliche Tyrrfholyn waren kräftige Hengste – in jeder Hinsicht, und die physische Erregung würde ihn in jeder Gestalt an einer schnellen Flucht hindern.

Nicht, dass er flüchten wollte. Ganz und gar nicht wollte er das.

Er merkte kaum, wie er einen Huf vor den anderen setzte und dem Mädchen näher kam.

Es weinte. Tränen rannen über das unglaublich schöne Gesicht – oder waren es nur Wassertropfen aus dem See? Im Sonnenlicht glitzerten sie wie Diamanten.

Kanura war nur noch von dem einen Wunsch beseelt, ihr zu helfen und sie zu trösten mit allem, was er hatte und war. Sein Körper fieberte nach der Begegnung, zerrissen zwischen blanke Begierde und dem echten Herzenswunsch, dieses Wesen aus seiner Trauer zu reißen, es zu beglücken.

Nun streckte sie etwas hilflos die Hand nach ihm aus, schien zu schwach, sich vom Rand des Sees entfernen zu können. Mit ihren blauen Augen hatte sie seinen Blick geradezu fixiert.

»Komm«, sagte die Schöne.

Ihre Stimme war wie Musik, sanft und melodisch. Und dennoch berührten ihre Worte in Kanura etwas anderes als Gefühle. Ganz langsam schaltete sich sein Verstand wieder ein, kämpfte gegen die Übermacht der Empfindungen, die seine Seele und seinen Körper gleichermassen beherrschten.

Er stellte erschrocken fest, dass er sie fast schon erreicht hatte. Widerstrebend blieb er stehen, befahl sich, seine Hufe nicht weiter zu setzen, sondern dort zu verharren, wo er war. Doch er wusste, auch das war schon entschieden zu nah. Ein eigenartiges Gefühl durchdrang ihn, irgendetwas zwischen Unruhe, Misstrauen und unbändigem Wollen.

»Wer bist du?«, fragte er. Es schien ihm, als müssten seine Gedanken die Hürde der Sinnlichkeit überspringen, um voranzukommen.

Die Hand, die sie nach ihm ausgestreckt hatte, fiel schwach zu Boden. Er musste ihr unbedingt helfen.

»Schnell!«, murmelte sie. »Komm zu mir!«

Er konnte jetzt sehen, wie sich der Boden unter ihrem Körper dunkel färbte. War das Blut? War sie verletzt?

Unwillkürlich trat er noch näher. In Einhorngestalt würde er ihr schlecht helfen können. Er musste sich wandeln.

Hielt sie etwas in der Hand? Die tief stehende Nachmittagssonne blendete Kanura. Er blinzelte. Irgendetwas glitzerte in den zarten Fingern. Was immer es war, sie streckte es ihm entgegen.

Er stieg und schüttelte sich – und stand als Mensch da, ohne dass er noch einmal darüber nachgedacht hatte. Sein hellblondes Haar war im Nacken zusammengenommen und fiel ihm lang über den Rücken, seine Augen waren groß und hellbraun, ein Anflug von Nachmittagsbart warf dunkle Schatten auf seine Wangen und betonte seine ebenso dunklen Augenbrauen, die leicht schräg nach oben geschwungen waren. Seine Beine steckten in hohen Stiefeln, über die weite Stoffhosen sich bauschten. Auch sein kragenloses Leinenhemd war locker und weit geschnitten und an den Bünden mit Stickereien verziert.

Die blauen Augen des Mädchens musterten ihn eingehend. Ihr Blick hielt ihn noch immer fest, sodass er kaum darüber nachdenken konnte, was er tat. Plötzlich schnitt der Gedanke an Edoryas durch seine Versonnenheit. Edoryas war tot. War diese Schöne das Letzte, was er gesehen hatte?

»Nimm das!«, flüsterte die junge Frau jetzt. Ihre Stimme schien schwächer geworden zu sein, fast unhörbar, und wieder trat Kanura unwillkürlich näher heran. »Nimm es!«, wiederholte sie beinahe schmerhaft drängend.

»Was ist das?«, fragte Kanura, ebenso misstrauisch wie neugierig.

»Meine Seele«, kam die gewisperte Antwort. »Du wirst sie brauchen. Komm näher. Näher!«

»Wie – deine Seele?«

Das klang unheilvoll. Kanura wünschte, er hätte Perjanu, den alten Schanchoyi, dabei. Der wüsste vielleicht eine Antwort auf das, was hier geschah. Auch in Kanuras Gedächtnis rührte sich eine Erinnerung. Irgendeine Legende über Seelen, die er einmal gehört hatte. Er wünschte, er hätte sie sich gemerkt.

Er spürte nun ganz deutlich die Magie der Frau. Sie zog ihn wie an Fäden immer näher, und er blieb erschrocken stehen. Er hätte sich nicht wandeln sollen. Seine Stärke als Mann war mit der als Einhorn nicht vergleichbar. Außerdem spannte sein Beinkleid schmerhaft, denn wider besseres Wissen begehrte er sie noch immer.

»Nun nimm schon! Schnell, Kanura! Wanderer! Retter!«

Wieso kannte sie seinen Namen?

Sie schob sich mühsam weiter auf ihn zu. Er konnte nicht sehen, was sie in der Hand hielt, aber es glitzerte in der sinkenden Sonne. Und ihre Finger – Kanura starre darauf – waren mit Schwimmhäuten verbunden.

Dass sie nicht einfach ein Mädchen war, hatte er gewusst. Aber dass sie doch so deutlich anders war, hätte er nicht erwartet.

Der rote Fleck unter ihr breitete sich immer weiter aus. Ihre Haut schimmerte. Nur ihr Haar war unglaublicherweise trocken und fiel um ihren Körper wie goldene Seide.

»Bevor ich sterbe!«, weinte sie, und Kanuras Widerstand brach. Mit einer fließenden Bewegung kniete er neben ihr, spürte ihre Aura wie schillernd blaues Perlmutt, ließ sich davon durchdringen. Er fasste sie an den Schultern und zog sie ganz aus dem Wasser. Dabei drehte er sie um.

Eine dolchlange Kralle stak in ihrem Bauch. Alles war voller Blut.

Sie ergriff seine Hand, schob etwas hinein.

»Nimm es«, flehte sie wieder. »Du wirst es brauchen!«

Die Berührung ließ ihn ganz plötzlich begreifen: Sie war eine Quellnymphe. Jahrhunderte lang hatte man keine mehr zu Gesicht bekommen. Seit dem Großen Krieg mieden sie andere Lebewesen, waren zum bloßen Mythos geworden. Wie die Uruschge.

»Ich bringe dich nach Kerr-Dywwen«, beteuerte Kanura. »Die Heiler werden sich um dich kümmern.«

»Du musst jetzt gehen«, sagte sie nur.

»Ich lasse dich nicht hier allein zurück!«

»Kanura ...«

»Ich weiß nicht einmal, wie du heißt!«

Ihre blauen Augen waren nur noch halb geöffnet, und es schien ihr schwerzufallen, ihn anzublicken.

»Ssenyissa«, flüsterte sie. »Ich hieß Ssenyissa.«

Die zarte, kühle Haut unter Kanuras Hand zitterte. Mit einem Mal hielt er nur noch Wasser, das mit Blut vermischt zurück in den See floss.

»Flieh!«, hörte er ihre Stimme im plötzlich aufkommenden Wind, dann war da nichts mehr, nur der Gedanke an ihren Blick, als sie verging.

Unglücklich kniete er auf dem feuchten Boden. Alle Lust war verflogen. Wasser drang in seine Kleidung, dort wo sie den Grund berührte. Er musste unwillkürlich daran denken, dass sie das war, Ssenyissa, die seine Kleidung durchnässte und seine Haut kühlte. Doch von ihr war nichts übrig außer einer Erinnerung und dem, was sie ihm überreicht hatte. Er öffnete die

Hand und betrachtete den Gegenstand nachdenklich. Ein hellblauer Edelstein, münzgroß, rund geschliffen, zart funkelnnd, mit goldrot glitzernden Einschlüssen.

Vorsichtig drückte er den Stein an seine Schläfe und versuchte, ihn zu erspüren. Die Aura warf ihn beinahe nieder. Er rang nach Atem, keuchte und brauchte eine Weile, um sich wieder zu fassen. Kein Zweifel: Er, Fürstensohn Kanura von den Ra-Yurich, besaß nun zu seiner eigenen auch noch die Seele einer Quellnymphe. Das Geschenk einer Sterbenden.

Wie konnte man eine Seele einem anderen vermachen? Eine so wunderschöne Seele?

Er hatte ihr nicht einmal helfen können.

Trauer durchfuhr ihn, und die Schuld drückte ihn nieder. Er hätte schneller reagieren, ihr sofort helfen müssen. Auch wenn er selbst kein Heiler war, verfügte er über einfache Heilmagie. Vielleicht hätte er sie so lange am Leben erhalten können, bis er sie zu einem echten Heiler gebracht hatte.

Eine Nymphe. Manche aus seinem Volk glaubten, dass es ihnen zu verdanken war, dass die Tyrrholyn früher in die Menschenwelt hatten wechseln können. Mit ihnen war auch die Möglichkeit des Übergangs verschwunden. Zurück blieb nur die Ahnung, dass es einst wahr gewesen sein musste. Wie sonst hätten die Menschen nach Talunys kommen können? Denn es gab Menschen im Reich der Einhörner. Sie mussten aus ihrer Welt gekommen sein, hatten nicht mehr zurückgefunden und waren das geworden, was sie heute waren: die Abkömmlinge einer kleinen Minderheit von Fremden, die hier Künste und Handwerk etabliert hatten, weil sie keine Magie kannten außer der Fertigkeit ihrer Hände und der Kreativität ihrer Gedanken. Während die Menschen für Kanura wirklich waren, hatte er Quellnymphen als unwirklich eingeschätzt. Freundliche Wasserwesen, kaum mehr als eine Legende. Ein Märchen, wie die Uruschge.

Und dennoch war Edoryas tot.

Eine Welle traf sein Knie. Kanuras Augen weiteten sich. Vor ihm wölbte sich das Wasser erneut zu einem neuen, unglaublichen Wasserhügel, teilte sich. In Windeseile wurde aus der Welle eine Woge, dann eine Flut.

Da war sie. Ssenyissa. Die Schöne. War sie nicht eben gestorben? Nun stand sie vor ihm, wassertriefend, zum Greifen nah.

»Ssen...«, murmelte er erleichtert, als sie ihn ansah. Dann wandelten sich die blauen Augen, wurden rot. Das Lächeln erhielt Zähne, die lang waren und spitz. Aus den Händen schossen lange, dolchartige Krallen hervor.

Kanura stolperte erschrocken rückwärts, doch schon war die Kreatur da und griff nach ihm.

*Flieh!* – hatte Ssenyissa gesagt.

Das hätte er wohl tun sollen. Nun war es zu spät.

## 4

Una fuhr nicht mehr mit ihrer Mutter in Urlaub. Sie war dafür zu alt. Eigentlich.

Mit achtzehn Jahren und gerade bestandenem Abitur reiste man nicht mit der Mutter zum hundertsten Mal an den stets gleichen, verstaubten Ort im Nirgendwo von Westirland, um die stets gleichen Hügel zu erkunden und über die stets gleichen Täler den stets gleichen Kommentar zu hören: »Schau nur, ist das nicht schön!« Stattdessen sollte man irgendetwas Abgefahrenes mit Freunden unternehmen.

Sie hatte ja auch etwas Abgefahrenes vorgehabt, mit Jan hatte sie verreisen wollen, quer durch Frankreich bis nach Spanien. Mit dem Jungen, den sie liebte.

Aber dann hatte Jan sich kurzfristig umentschieden und machte nun die Reise mit Lara. Die gleiche Reise. Unas Reise. Mit Unas Freundin. Una war ersetzt worden, einfach so. In beinahe letzter Minute, ohne große Erklärung. Per SMS.

»Macht man das jetzt so?«, hatte ihre Mutter gefragt und sich ein »Ich habe es doch gleich gewusst!« verkniffen, das dann unausgesprochen zwischen ihnen gestanden hatte und dort immer noch stand. Seit Unas Vater Martin sich hatte scheiden lassen und nun mit einer Frau zusammen war, die näher an Unas Alter war als an dem ihrer Mutter, war das Thema Männer manchmal schwierig.

Allein zu Hause sitzen hatte Una aber auch nicht gewollt. Also eben wieder mal Irland, das Mietcottage in der Grafschaft Clare, wie in so vielen anderen Sommerferien auch.

»Romantisch!«, nannte ihre Mutter das Zweizimmerhütchen ohne Fernseher, dafür aber mit dem offenen Torffeuer.

Auf Romantik konnte Una zurzeit gut verzichten. Darunter stellte sie sich sowieso und grundsätzlich auch etwas ganz anderes vor, als ums Haus rumgehen zu müssen, wenn man zur Toilette wollte. Nicht, dass es in der Gegend nicht dutzendweise hübsche, moderne Hotels oder Gästehäuser mit vernünftigen EU-geförderten Badezimmern, Fernsehen und WLAN gegeben hätte. Nein, es musste ja »romantisch« sein.

Scheißromantik.

Und so trat Una mit einer gewissen Wut in die Pedale. Ihr Leihfahrrad war nicht eben die Krone der Fortbewegungstechnik. Es war schwarz und schwer und hatte eine völlig veraltete Dreigangschaltung. Wenigstens war die Grafschaft Clare nicht übermäßig bergig.

Einen Vorteil hatte dieser Urlaub, dachte sie ironisch, sie würde fit wie ein Turnschuh zurückkommen. Sie war allein unterwegs, hatte sich Ziele gesetzt, die schwer zu erreichen waren und für die man eine Weile weg war. Den ganzen Tag. Oder auch zwei; dann würde sie in irgendeinem B&B übernachten, allein. Hauptsache weg von so viel »Romantik«.

Tatsächlich war sie sich nicht mehr sicher, ob die Couch zu Hause in Deutschland nicht entschieden spannender gewesen war. Daheim hätte sie immer noch die Chance gehabt, vielleicht andere Jungs kennenzulernen und Romantik nicht im Außenklo suchen zu müssen. Hier gab es nur sehnige Farmer in Gummistiefeln, mit Tweedmütze auf dem Kopf und zu wenigen Zähnen.

Ja, die Landschaft war schön. Grün. Mit kritzegelben Ginsterflecken. Und grauen Steinen. Nett. Und damit hatte es sich dann auch schon.

Ihre Mutter fand Irland unvergleichlich toll. Ihre Eltern hatten sich vor fünfundzwanzig Jahren hier kennengelernt, spielten beide irische Musik, hatten sich auf Sessions mit den Einheimischen vergnügt. Ihre Mutter tat immer noch so, als würde sie einmal im Jahr dazugehören zu den Musikern und den Guinnesstrinkern, den zahnlosen Tweedmützenträgern und zu einer Kulturszene, in der man zu höflich war, um der enthusiastischen Deutschen zu sagen, dass auch in Irland kein Mensch Torffeuer und Außenklos noch romantisch fand – oder jemals romantisch gefunden hatte.

Zugegeben, als Musikerin war ihre Mutter tatsächlich so gut, dass Una sich nicht völlig fremdschämen musste. Aber trotzdem.

Una schwitzte. Es war warm. In Spanien wäre es heißer gewesen – in jedem Sinn des Wortes, aber da hätte sie nicht mit dem Fahrrad Erkundungstouren zu irgendwelchen historisch-kulturellen Stätten gemacht, nur um weg zu sein. Heilige Quellen interessierten sie in etwa so viel wie die Durchschnittsgeschwindigkeit einer afrikanischen Schwalbe unter Last. Aber was gab es schon groß zu unternehmen?

Steinkreise, Megalithgräber und heilige Quellen. Letztere waren ganz furchtbar katholisch. Die Steinkreise kannte sie auswendig. Ihre Mutter befasste sich leidenschaftlich mit Esoterik, da konnte man Steinkreisen nicht entgehen. Die Megalithgräber nahm sie nebenbei mit. Und so konzentrierte Una sich jetzt auf heilige Quellen.

»Die sind natürlich schon viel älter als das Christentum, auch wenn die katholische Kirche sonst, als hätte sie sie erfunden«, hatte Unas Mutter etwas säuerlich angemerkt und dann dankenswerterweise nicht auf die Tour mitkommen wollen. Zu katholisch.

Also konnte Una mit einem Ausflug zu den heiligen Quellen wenigstens der Fürsorge ihrer Mutter entkommen. Una überlegte sich, ob sie diesem erfreulichen Umstand ein Votivbild

spenden sollte, denn sie hatte gehört, dass die Quellen damit vollgestopft waren. »Maria hat geholfen« – und sei es nur dabei, eine allzu wohlmeinende Mutter zu stoppen, die tatsächlich glaubte, mit ein paar langen psychologischen Gesprächen »von Frau zu Frau« würde sich die Sache mit Jan irgendwie in Wohlgefallen auflösen, und Una würde einsehen, dass alles, so wie es war, ganz super sei.

Es gab Dinge, die brauchte kein Mensch, und gute Ratschläge waren auch Schläge.

Also heilige Quellen.

Una hielt an und konsultierte ihr Navi. Rechts ging es einen Weg hoch. Ein kleines Schild deutete auf eine heilige Quelle hin. Es sah ein wenig handgemacht aus und war zweisprachig gälisch-englisch.

Es ging bergauf. Der Pfad war nicht befestigt und so überwachsen, dass Una das Rad schieben musste. Ihr Rucksack drückte heiß auf ihren schweißnassen Rücken. Wenn man gläubig war, kroch man hier vermutlich auf den Knien hoch und skandierte Gebete. Im Moment schienen allerdings keine Wallfahrer unterwegs zu sein, und Una schob ihr Rad eher in dumpfer Resignation als in andachtsvoller Erbauung. Statt einem Ave-Maria ging ihr nur ständig die Frage durch den Kopf, warum sie das überhaupt tat. Wozu? Was machte sie hier? Warum ging ihr Leben so den Bach runter? Warum vergnügte Jan sich mit Lara, während Una ganz allein ihr geliehenes Rad einer heiligen Quelle entgegenschob, die sie im Grunde nicht interessierte und an deren Wunderkraft sie nicht glaubte.

Der Gedanke *ganz allein* blieb in ihrem Kopf hängen. Es war sehr still hier. Die Zivilisation war weit weg. Una hörte kein Auto und schon gar keine Menschen. Nicht einmal Vögel oder das Summen von Insekten, und das war schon recht seltsam. Die Stille hatte fast etwas Totes und wurde nur durchbrochen vom Knirschen der Räder ihres Fahrrads auf dem steinigen Pfad. Una hatte nicht den Eindruck, als kämen viele Menschen hierher. Sie blieb stehen und sah sich um. Alte Bäume ragten neben dem schmalen Weg auf, komplett umspolten mit Efeu. Misteln hingen in den Kronen und blickten wie vielarmige, kleine Monster auf Una hinunter. Die Baumwurzeln hatten sich durch uralte Steinmäuerchen ineinander verwoben, als hielten sie sich gegenseitig fest aus Angst, sonst umzufallen. Ab und zu leuchtete gelber Ginster aus dem Grün hervor oder stachelte in den Weg hinein.

All das konnte man sehen, aber hören konnte man nichts.

Am liebsten wäre Una umgekehrt. Ein paar Meilen zurück hatte es am Straßenrand ein Pub gegeben. Da wären Menschen.

Hier war niemand.

Es war heiß, doch Una fröstelte.